

Braunschweigische  
Wissenschaftliche Gesellschaft

# Jahrbuch 2015

Sonderdruck  
Seiten 428–433



J. CRAMER Verlag • Braunschweig  
2016

## **Laudatio zur Verleihung des Abt Jerusalem-Preises an Prof. Dr. Gerd de Bruyn am 26. November 2015 in Braunschweig**

ALEXANDER VON KIENLIN

Institut für Baugeschichte der Technischen Universität Braunschweig, Pockelsstraße 4,  
D-38106 Braunschweig, E-Mail: a.vonkienlin@tu-braunschweig.de

Sehr geehrter Herr Landesbischof, sehr geehrter Herr Präsident Hesselbach, sehr geehrter Herr Präsident Brandes, sehr geehrter Professor Gerd de Bruyn, sehr geehrter Herr Henkel, meine Damen und Herren,

„Das Leben ist ein Abenteuer“ – mit diesem Satz leitet das Herausgeber-Team um Gerd de Bruyn sein Buch „5 Codes. Architektur, Paranoia und Risiko in Zeiten des Terrors“ ein, das 2006 in Basel erschien. Wie der Titel des Buches bereits deutlich macht, behandelt es ein brandaktuelles Themengebiet, dessen Relevanz uns in diesen Tagen erneut mehr als deutlich vor Augen geführt wird. Es sucht nach Positionen und möglichen Handlungsfeldern der Architektur in einem Zeitalter, das von Verunsicherung und Bedrohung geprägt zu sein scheint; es nähert sich den Problemstellungen mit vielseitigen Blickwinkeln und transdisziplinären Erkenntnismethoden.

De Bruyns eigener Beitrag in diesem Band – „Architektur im Zeitalter der Paranoia oder Urhütten im Schrebergarten“ – führt uns schon recht nahe an einige seiner Interessensfelder und Forschungsfragen heran, tatsächlich sogar an die Mutter aller Fragen der Architekturtheorie: Die Frage nach dem Ursprung und der Bedeutung der Architektur.

Als roter Faden dient der auf Vitruv zurückgehende, aber erst in der Neuzeit, seit Laugiers berühmtem Traktat programmatisch geführte „Urhüttendiskurs“, an den de Bruyn wie beiläufig grundlegende, weitverzweigte Fragen der Architektursoziologie und der Psychologie anknüpft – nicht ohne am Ende zielsicher zu einem der zentralen Themen des Buches zurückzukehren: Den möglichen Wechselbeziehungen von Architektur mit psychologischen Phänomenen wie paranoider Projektion. Ich möchte auf das Buch als Ganzes heute nicht näher eingehen, da mir andere Buch-Publikationen geeigneter erscheinen um den diesjährigen Preisträger Gerd de Bruyn zu charakterisieren. Und derer gibt es zahlreiche. Ich

will nur den vorläufigen Schluss ziehen: Gerd de Bruyn packt Themen an, die grundlegend, aktuell und richtungsweisend sind.

An dieser Stelle erlaube ich mir nun zunächst einen kleinen, auf meine Person bezogenen Einschub, der erklärt, warum ich heute hier stehe, und nicht vielleicht eine ihm fachlich oder persönlich näher stehende Person. Tatsächlich bin ich Gerd de Bruyn vorher nie im physischen Sinne begegnet und unsere jeweilige Forschungsarbeit führte uns nicht gerade zwingend aufeinander zu. Ich lehre an der TU Braunschweig Baugeschichte, mit Forschungsschwerpunkten in antiker Architektur und Urbanistik sowie deren neuzeitliche Rezeption. Gerd de Bruyn ist, wie allen hier bekannt sein dürfte, Architekturtheoretiker mit Fokus auf die Architektur der Moderne.

Als Herr Brandes mich vor einem halben Jahr fragte, ob ich die Laudatio für Gerd de Bruyn halten wolle, habe ich dennoch ohne langes Überlegen zugesagt: Auch wenn unsere Disziplinen, wie bei Nachbarn üblich, scharfe, in erster Linie methodologische Abgrenzungen zu ziehen pflegen und mir bereits als Doktorand ein gewisser Generalverdacht gegenüber der zeitgenössischen Architekturtheorie, die mithin zur unzulässigen Vereinfachung und ideologisch motivierten Umdeutung historischer Sachverhalte neige, mit auf den Weg gegeben wurde, war mir dabei insbesondere der 2004 in der Zeitschrift „Der Architekt“ erschienene Beitrag de Bruyns „Das Gesetz des Mäanders“ vor Augen, der in einer mir selten begegneten Klarheit einerseits die Grenzen, andererseits auch die thematischen wie strategischen Gemeinsamkeiten unserer Disziplinen formuliert.

„Hänsel und Gretel“ – das untrennbare Geschwisterpaar – nennt Gerd de Bruyn die Baugeschichte und die Architekturtheorie, die nur gemeinsam dem „mörderischen Heiß- und Hexenhunger der Moderne“ (Zitat de Bruyn) widerstehen konnten, wenngleich er das emotional-familiäre Verhältnis zwei Absätze später auf „feindliche Brüder“ zurückstuft. Gleichwie – bereits die Verwendung des Mäander-Motivs hat damals mein Interesse geweckt, das er, anders als Le Corbusier, als Gleichnis für die Summe interessanter und durchaus erkenntnisfördernder Randzonen der Disziplinen versteht. Ich selbst, das nur am Rande, erforsche seit zwei Jahrzehnten die antike Kulturlandschaft des tatsächlichen Mäanders im Westen Kleinasiens – jenes wohl berühmtesten Flusses der griechischen Antike, dessen Region fraglos als einer der Hotspots und Prototyp kultureller Verdichtung in der Menschheitsgeschichte gelten darf. Neidlos haben spätere Generationen dem Fluss seine namensgebende Rolle für alles „Määndrierende“, also jede in Schlangenlinien, ohne scharfe Grenzen verlaufende und sich jeder endgültigen Kartierung entziehende Dynamik zugestanden. Le Corbusier erblickt die Vollendung des määndrierenden Systems in dessen Überwindung durch geradlinige Durchbrüche seiner Schleifen. De Bruyn hingegen stellt sich, feinsinniger, auf die Seite derer, die sich der narrativen Vernunft jener komplexen durch die Schleifen transportierten Erzählungen verschreiben, die noch (Zitat) „das unscheinbarste

Detail vor dem Reisswolf okzidentaler Rationalität bewahren wollen“. Der Mäander mit seinen wechselnd schroffen oder seicht-oszillierenden Ufern also als Symbol einer vernetzten, interdisziplinär-unvoreingenommenen Grundhaltung der Kulturforschung.

An dieser Stelle will ich meinen kleinen persönlichen Exkurs zu Ende führen: Die Anfrage der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, die Laudatio auf Gerd de Bruyn zu halten, kam just in einem Moment, als ich mich in anderem Zusammenhang ohnehin entschlossen hatte, mich mit seiner Person und Theorie systematischer vertraut zu machen. Er erschien mir schon des Längeren als einer der interessantesten, vielschichtigsten und verlässlichsten Vertreter seines Faches.

Gerd de Bruyn ist ordentlicher Professor für Architekturtheorie an der Universität Stuttgart und Direktor des Instituts moderner Architektur und Entwerfen – IGMA. Er ist Herausgeber, Mitherausgeber oder Beirat wichtiger architekturtheoretischer Journale wie der Zeitschrift „Der Architekt“ des Bundes Deutscher Architekten, der Reihe „Kultur und Technik“ wie auch der Edition „ArchitekturDenken“. De Bruyn studierte aber zunächst keineswegs Architektur oder Kunstwissenschaften, sondern Literatur- und Musikwissenschaft an der Universität Frankfurt und der dortigen Hochschule für Musik und darstellende Kunst. Erst später besuchte er die von Günter Bock geleitete Architekturklasse der Städelschule. In dieser Zeit gründete er bereits mit Robert March und Berthold Ressler das Architektenteam AAM, das mit ausgefallenen Projekten und Zeichnungen auf sich aufmerksam machte. Die erste Ausstellung ihrer Arbeiten fand an der Hochschule der Bildenden Künste hier in Braunschweig unter der Prämisse „Transparenz und Dichte“ statt. Doch Gerd de Bruyn wurde nicht bauender Architekt, sondern verschrieb sich dem weit verzweigten Erkenntnisfeld architekturtheoretischer Betrachtung, dem seine bis dahin gewonnenen fachübergreifenden Einsichten ein stabiles Fundament lieferten.

Ende der 1980er Jahre wurde er Chefredakteur der Zeitschrift „Baukultur“ des Verbands Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, in den folgenden Jahren promovierte er an der TU Darmstadt am Fachbereich Soziologie zu einem urbanismus- und gesellschaftstheoretischen Themenfeld, das er 1996 als seine erste Monographie mit dem Titel: „Die Diktatur der Philantropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken“ weiterentwickelte. Die Studie fehlt heute in keiner ernstzunehmenden Forschungsbibliothek zu Städtebau und Architektur der Moderne.

Mit seiner kleinen, aber hochverdichteten, gleichnishaften, Satz für Satz überzeugenden Untersuchung der ‚Problemzonen‘ der modernen Architektur, die 2001 unter dem Titel „Fisch und Frosch oder Die Selbstkritik der Moderne“ erschien, führt uns de Bruyn in die Kontroversen eines Faches ein, das sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts freiwillig eines großen Teiles seiner bis dahin bewährten, nun aber vermeintlich veralteten Bewertungsparameter entledigt hatte.

Der Fisch ist, leicht verständlich, Hugo Häring. Der Frosch, hier muss man de Bruyn genauer zuhören, steht für japanische Kunst und weiter übersetzt für den, jene klare Kunstgattung verehrenden CIAM, im Speziellen Le Corbusier, der Häring und sein Umfeld trotz im Prinzip ähnlicher Ideale gänzlich ablehnend gegenüberstand.

Vor allem dieser beiden Publikationen willen, mit denen zeitgleich zahlreiche weitere Bücher und Aufsätze zu einem breiten Themenfeld entstanden, nehmen wir Gerd de Bruyn in erster Linie als Architekturtheoretiker wahr, der unserer Disziplin in den letzten Jahren wichtige neue Impulse und Möglichkeiten der Selbstreflektion geliefert hat. Eines seiner zentralen Interessenfelder ist das komplexe Verhältnis von Architektur – als in gleichem Maße schöpferisch-künstlerischer wie wissenschaftlicher Disziplin – zu den stärker naturwissenschaftlich und technisch ausgerichteten Fächern. Wie grundlegend dieses Untersuchungsfeld für unser Fach tatsächlich ist, führt uns ein fast pessimistisch und dennoch in seiner Konsequenz unausweichlich klingendes Zitat der Homepage des IMGA vor Augen: „Die Einheit von Kultur und Technik, Vernunft und Natur, Mensch und Maschine usw. vermag uns die Architektur vor Augen zu führen, weil sie niemals wirklich in der Moderne angekommen ist. Die ihr innewohnende Ambiguität, ein Motor des Fortschritts und zugleich der Sand in seinem Getriebe zu sein, verdankt sie u. a. der Tatsache, dass sie keine Wissenschaft nach modernem Verständnis ist.“ (Zitat de Bruyn).

„Keine Wissenschaft“ – das hören Architekten nicht gerne. Wichtiger ist aber die Einschränkung „nach modernem Verständnis“ am Satzende, die genau genommen das Kondensat eines ganzen weiteren Buches de Bruyns ist, „Die enzyklopädische Architektur“, das 2008 erschien. Nachfolgend behandelt auch seine gemeinsam mit Wolf Reuter 2011 publizierte Studie über „Das Wissen der Architektur“ weitere Facetten jener Frage, inwieweit die Architektur als Ganzes, also in der verzweigten Form, wie sie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als universitäre Disziplin konstituiert hat, sich als Wissenschaft verstehen kann und welche Wissensfelder ihr genuin innewohnen oder zumindest zugeordnet werden können. Zielsetzung, Argumentationslinie und letztlich auch vorgezogene Conclusio der „encyklopädischen Architektur“ zeichnen sich bereits im Untertitel der Schrift ab: „Zur Reformulierung einer Universalwissenschaft“.

Es geht um nichts weniger als den Versuch, die Architektur, die bis ins 18. Jahrhundert unangefochten als universalste aller Disziplinen verstanden wurde, da sie, wie keine andere, Kunst und Wissenschaft in sich vereinte, mit den Parametern und Forderungen der sogenannten Moderne zu versöhnen. Spezialistentum und Diversifizierung sind notwendige Begleiter des potenzierten Wissenszuwachses seit Beginn der Industriemoderne, der Universalist, als der sich der Architekt seit jeher verstanden hat, drohte auf der Strecke zu bleiben. Dass die Architektur ihre Stellung als Universaldisziplin dennoch behaupten konnte, verdankt sie, so de

Bruyn, ihrem enzyklopädischen Charakter. Ihr ständig wachsendes, bewahrendes und sich zunehmend vernetzendes Wissen wird nicht nur aus den Forschungsleistungen ihrer wissenschaftlichen Teildisziplinen generiert, sondern durch den kreativen Akt des Entwerfens situativ fortentwickelt. Darin besteht fraglos ihr Alleinstellungsmerkmal im Konzert der modernen Wissenschaften, das es selbstbewusst weiterzuentwickeln bzw. zu „reformulieren“ gilt.

Der Preisträger hat darüber hier in Braunschweig bei einem Kolloquium zu eben diesem Thema vor drei Jahren bereits referiert, der ein oder andere im Saal mag sich daran erinnern. Das Kolloquium fand zu Ehren eines anderen Architekturtheoretikers statt, Werner Oechslin, dem bei dieser Gelegenheit die Gauss-Medaille der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft verliehen wurde. Nun wird erneut ein Vertreter des Fachs Architektur mit einem Braunschweigischen Wissenschaftspreis geehrt und ich erlaube mir dies als Indiz dafür zu deuten, dass unsere Disziplin – fraglos mithilfe einer differenzierten Selbstreflektion, die uns Theoretiker wie Gerd de Bruyn verordnet haben – ihre Stellung als Wissenschaftsdisziplin wieder gefestigt hat.

Der Abt-Jerusalem-Preis fordert allerdings noch mehr, als fachspezifische wissenschaftliche Exzellenz: der Preis soll vor allem solche herausragende wissenschaftliche Beiträge würdigen, die in besonderer Weise zum Dialog der Geistes-, Natur- und Technikwissenschaften beitragen. Mein bisher, aus dem Blickwinkel eines fachnahen Kollegen vorgetragenes Bild von Gerd de Bruyn zeichnet ihn in erster Linie als forschenden Architekten, der in inspirierender und vielschichtiger Weise das eigene Fach reflektiert. Dass sein Zugriff auf das eigene Fach aber weit über das übliche, die klassischen Themenfelder der Architekturtheorie umfassende Maß hinausgeht, wird sofort deutlich, wenn man die IGMA-Schrift „Lebende Bauten – Trainierbare Tragwerke“ aufschlägt, die 2009 erschien. Baubotanik ist das zentrale Thema, das in mehreren Beiträgen von verschiedenen Blickwinkeln her behandelt wird. Die Autoren, die de Bruyn und sein Herausgeber-Team dort versammelt haben, sind Techniker, Naturwissenschaftler, Geisteswissenschaftler und natürlich Architekten, die es sich zum zunächst utopisch anmutenden Ziel gesetzt haben, in einer gemeinsamen, transdisziplinären Geistesleistung die Möglichkeiten und Grenzen einer „lebenden Architektur“ ausloten. Lebend im wörtlichen Sinne, es geht um Konstruktionen aus wachsenden Bäumen und Pflanzen. Hier scheint nochmals die ausgesprochene fachliche Breite Gerd de Bruyns durch, die sich uns nun, nach Einblicken in seine Vita, wie von selbst erschließt.

„Das Leben ist ein Abenteuer“. Diesen eingangs zitierten Satz kann ich de Bruyn zwar nicht sicher zuweisen, da ganze vier Autoren für jenen Text verantwortlich zeichnen. Er würde aber bestens zum wissenschaftlichen Leben unseres Preisträgers passen. Seine Vita kann man zudem ganz gut mit dem von ihm selbst zitierten Mäander-Motiv vergleichen, der zwar stetig in eine Richtung fließt, dies aber in zahlreichen, ausgedehnten Windungen, die ihn weit in benachbarte Territorien

hineinführt. Nichts geht dabei auf seinem Weg verloren, jeder Streifzug bereichert sein inhaltliches wie methodisches Repertoire. Und wenn de Bruyn heute wieder an einem entlegenen Themenstrang anknüpft, den er ganz am Anfang seiner Karriere aufgenommen hat – der Musiktheorie – dann belegt er nochmals in gleichem Maße seine Beharrlichkeit wie auch seine beeindruckende fachliche Breite, die ihn, wie kaum einen zweiten seines Fachs, für den Abt-Jerusalem-Preis empfehlen.